

WLADIMIR LINDENBERG

TAG
UMTAG-
IST GUTER
TAG



KREUZZUG
GEGEN NÖTE UND
ÄNGSTE

ERNST REINHARDT VERLAG

TAG UM TAG IST GUTER TAG

Kreuzzug gegen Nöte und Ängste

WLADIMIR LINDENBERG

Tag um Tag ist guter Tag

Kreuzzug gegen Nöte und Ängste

ERNST REINHARDT VERLAG MÜNCHEN BASEL

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Lindenberg, Wladimir:

Tag um Tag ist guter Tag: Kreuzzug gegen Nöte und Ängste. /
Wladimir Lindenberg. 13. – 16. Tsd. –
München, Basel: E. Reinhardt, 1985

ISBN 3-497-00804-4

PDF-ISBN 978-3-497-60676-4

© by Ernst Reinhardt, GmbH & Co, Verlag, München 1985.
Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung der
Ernst Reinhardt, GmbH & Co, München, ist es nicht gestattet, dieses Buch
ganz oder auszugsweise in irgendeiner Form zu vervielfältigen, zu speichern
oder in andere Sprachen zu übersetzen.

Gesamtherstellung: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm
Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Zur Einführung	6
Die Gezeiten	10
November · Der Umkreis des Todes	10
Dezember · Das Licht leuchtet in der Finsternis	16
Januar · Beginn des Jahres	32
Februar · Jubel, Trubel, Heiterkeit	50
März · Er ist wahrhaftig auferstanden . . .	67
April	85
Mai · Das Fest der Himmelskönigin	94
Juni · Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen	111
Juli · Beginn der Ernte	128
August · Lugnasad	141
September · Michael	157
Oktober · Einstimmung auf den Herbst . .	163

Im zehnten Jahrhundert, zur Zeit als die Nonne Roswitha in Gandersheim wirkte, der Mönch Notker Balbulus in St. Gallen die Sequenz schrieb: »Mitten wir im Leben sind von dem Tode umfassen« und in Arabien die Geschichten von »Tausend und eine Nacht« entstanden, lebte in China ein Weiser namens Yün Men. Er versammelte Schüler um sich in einem Chan-Kloster im Süden des Landes. Während einer Lehrstunde sprach er zu ihnen: »Nach den letzten fünfzehn Tagen frage ich euch nicht, zu den nächsten fünfzehn Tagen sagt mir ein besonderes Wort und redet«.

Als sich niemand aus dem Kreise der Schüler meldete, sagte er selbst: »TAG UM TAG IST GUTER TAG«.

Nicht alle Schüler begriffen das Wort. Einer der Schüler fragte dagegen: »Was für eine Zeit ist das, wenn die Bäume sich verfärben und die Blätter fallen?«

Yün Men erwiderte: »Dann legt der goldene Wind sein ganzes Wesen bloß«.

Der versteckte Sinn der Frage dieses Schülers gilt dem vergehenden Leben: Die Bäume verfärben sich, die Blätter fallen; wie sie vergehen, so wird alles, auch wir selbst dahingehen und verwehen. Auch das ist, sagt Yün Men, der goldene Wind, von dem ein altes Frühlingslied singt:

»Der goldene Wind streut weithin Wonnezeit ...«

In seiner wunderbaren Schönheit wie in seinem Schrecken, er ist und bleibt für Yün Men der goldene Wind.

»Dann legt der goldene Wind sein ganzes Wesen bloß« ... Im kahlen Stamm und in den Ästen erkennt man das Skelett des Baumes, wie er vom Schöpfer ursprünglich erdacht wurde. Das Skelett mit Wurzel, Stamm und Krone, mit dem inneren Kern, der Borke, mit den Wachstumsringen und den Adern ist der Schöpfungsplan; das geheime Wesen wird in seiner Konstruktion offenbar. Alles ist wunderbar und schön und wichtig.

So ist jedes von Gott geschaffene Ding, jeder Organismus, jeder Zeitablauf gut und richtig und lebensnotwendig.

Möge das tausendjährige Wort des Meisters Yün Men in den

Herzen der heutigen Menschen lebendig bleiben, lebendig werden.

Sind Sie schon einmal am Strand des Meeres spaziergegangen, genau auf der Linie, wo die anbrandenden Wellen gegen den Sand stoßen, Gischt und Sand und Muscheln und kleine Steinchen gegen den Strand werfend? Konnten Sie dem Wunsch widerstehen, sich zu bücken und die schönen, glänzenden, fast durchsichtig aussehenden Steinchen oder Muscheln aufzusammeln? Sie betrachteten sie liebevoll in ihrer Hand, Sie steckten sie in die Tasche und manchmal brachten Sie diese Schätze mit nach Hause und schwelgten in Erinnerungen.

Ich möchte Sie zu einem solchen Spaziergang mitnehmen und mit Ihnen diese Steinchen aufsammeln und sie bewundern; bewundern die endlose Vielfalt, die die Natur spielerisch erzeugt. Jedes dieser Gebilde ist ein Wunder, eine Freude, ein Gedanke.

So, wie wir solche Steinchen am Strande sammeln, möchte ich Ihnen aufkeimende Gedanken, Erinnerungen, Assoziationen über die unendliche Variation der Erlebnisse in jedem Alltag und über die vielfältigen Freuden, die uns der Alltag schenkt oder die wir in uns erzeugen, mitteilen.

KEIN TAG GLEICHT DEM ANDEREN

Wir kennen nicht den Anfang der Tage der Welt, auch nicht den Anfang der Tage unserer Erde. Alles ist in stetigem Wandel begriffen. Schauen wir in das Rohr eines Kaleidoskops, so gleicht kein Bild dem anderen. Die Vielfalt und die Variationen sind nahezu unendlich. Wahrscheinlich gleichen nicht einmal ein Bakterium oder ein Virus eines dem anderen, geschweige denn ein Blatt, eine Blüte, ein Tier oder ein Mensch. Nur dem Menschen ohne Phantasie erscheinen die Zeit oder die Tage ohne Unterschied.

Wir wissen nicht, aus welchen Regionen wir kommen. Wir vergessen im Laufe der Jahre unsere frühe Kindheit, sie wird uns so fremd, als ob wir sie nicht selbst erlebt hätten. Und im Alter beginnen wir die Gegenwart zu vergessen, sie entzieht sich uns. Und doch gehört alles Erlebte uns, uns allein, und jeder Mensch hat seinen Schatz an Erlebtem, einen anderen Schatz als jeder andere.

Wenn wir auf unser gelebtes Leben zurückblicken, Strecke um Strecke zurückschreiten, erfahren wir etwas, das wir im aktuellen Erleben nie erfahren, nämlich, daß ein roter Faden durch unser Leben geht, daß uns an irgendeinem fernen Punkt Antwort wird auf eine Frage, die wir uns irgendwann gestellt hatten, die wir aber damals nicht beantworten konnten. Fast drängt sich uns das Bild eines komplizierten Fahrplans mit Eisenbahnzügen, Bussen, Flugzeugen, Schiffen auf, die uns auf unseren Wunsch irgendwohin bringen, oder das Bild einer Landkarte. Kein Ort, keine Zeit, keine Landschaft gleicht der anderen. Alles ist neu und erregend unbekannt.

Wir stehen in einem Abenteuer, und dieses Abenteuer ist unser Leben. Es kann ungeheuerere Weiten umfassen, und es kann sich in den vier Wänden unseres Zimmers abspielen. Der belgische Dichter Joris Karl Hysmans (1848–1907) beschreibt in seinem Roman »Au Rebour« einen Aristokraten, der sich auf eine Weltreise vorbereitet. Unterwegs zum Bahnhof läßt er den Kutscher umkehren, begibt sich in sein Haus zurück und beginnt eine Weltreise in der Phantasie; alles, was er durch die Fenster und in seinen Räumen wahrnimmt, wird ihm Anlaß zu ungeheueren und erregenden Erlebnissen. Eine Welt des Innen tut sich ihm auf, von der er vorher nichts geahnt hatte.

Ein Jahrhundert früher schrieb der Franzose Comte Xavier de Maistre (1763–1852) sein anmutiges und anregendes Buch »Voyage autour de ma chambre« (Reise durch mein Zimmer). Hier wie dort eine große Reise im kleinsten Bezirk. Es ist die Phantasie, die uns begeistert und Dinge erleben läßt. Eine Bekannte sagte mir einmal: »Wenn ich eine Stunde mit der Stra-

ßenbahn in München fahre oder einkaufen gehe, erlebe ich viel mehr als mein Mann, der nach Marokko reist.«

Es geht um die Qualität des Erlebens, um die Bereitschaft dazu, die Offenheit, alle Fülle in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Nur in solcher Verfassung wird der Mensch leicht und beglückt. Der Dichter Friedrich Hölderlin (1770–1843) schreibt: »Wie mit den Lebenszeiten, so ist es auch in den Tagen; keiner ist uns genug, keiner ist ganz schön und jeder hat, wo nicht seine Plage, doch seine Unvollkommenheit, aber rechne sie zusammen, so kommt eine Summe Freude und Leben heraus.«

Im Mittelalter, noch ehe der Buchdruck erfunden wurde, gab es von Mönchen fein kalligrafisch geschriebene und wunderbar ausgemalte Stundenbücher – Gebetssammlungen für die persönliche Andacht, nach Stunden und Festtagen geordnet. An den Rand der Seiten malten die Mönche possierliche Gestalten aus ihrer Phantasie, herrliche Gewächse, Früchte und allerlei Tiere in köstlichen Verrenkungen und Spielen miteinander, oder gar kleine Teufel und Enkel von Teufeln. Sie entsprachen durchaus nicht dem Ernst des Gebets, aber »das Kind im Manne«, das spielen will, zauberte diese Gebilde hervor. Jedem Monat ging eine Miniatur voraus, die ihn mit seinen Eigentümlichkeiten, Freuden und Leiden, Geburt und Tod, Krankheiten, Kriegen, Tätigkeiten und Lustbarkeiten darstellte. Es war für die Alten, die das Stundenbuch benützten, und für uns Heutige, die eine Reproduktion davon zur Hand nehmen können, ein wahrer Genuß, solche Reisen durch den Monat sichtbar zu erleben.

Ich möchte mit Ihnen eine solche Reise durch die Monate machen und Ihnen aus eigenem Erleben sagen und zeigen, wieviele Wonnen in einem solchen Tag, einem Monat, einem Jahr verborgen sind. Man könnte mit dem Begriff des Kirchenjahres anfangen. Ich wählte mir aber unseren dunkelsten Monat, den November.

Die Gezeiten

NOVEMBER · DER UMKREIS DES TODES

Der November ist dem Tode und dem Gedenken an die Toten geweiht. Da ist Allerseelen und Allerheiligen, Buß- und Betttag, Volkstrauertag und Totensonntag.

Die Menschen gehen an die Gräber ihrer lieben Verstorbenen. Mit welcher Sorgfalt schmücken sie die Grabstätten. Ein Zyniker wird vielleicht sagen: »Alles Schablone, bloßes Geschäft, alles nur damit die Blumen-geschäfte verdienen; wo bleibt da die innere Einkehr?!« Aber die innere Einkehr bedarf immer eines äußeren Symbols. Alles im Leben ist in ein Tun und Handeln gehüllt. In dem bedächtigen Zuschneiden der Tannenzweige und der Blumen, dem kunstvollen Aufstecken, der Freude am Tun ist zugleich eingewoben das Gedenken an die Verstorbenen, die Dankbarkeit, die Erinnerung, das Er-Lebnis der Gemeinsamkeit. Es kann so lebendig werden, daß man die unsichtbare Gegenwart des Anderen spürt. Diese Tage, von denen manche, die sie nicht recht begreifen, meinen, es seien traurige Tage, sind voller Stille und Würde und sind der Rückerinnerung gewidmet. Es ist wichtig, daß der Mensch in seiner Vorstellung nicht nur auf seine Zukunft hinlebt, er muß streckenweise verhalten und zurückschauen, das Erlebte und das Getane wieder und neu erleben, es werten und ihm neue Akzente abgewinnen. Auch unsere Vergangenheit wächst und verändert sich mit uns.

Dann ist da der Bußtag, von Martin Luther eingesetzt. Unser gebräuchliches Wort »Buße« hat etwas mit Büßen und den Sünden zu tun. Bei Paulus, im Griechischen, heißt es: »metanoiete« – denkt um! Das ist mehr als unser Büßen; es ist die Revision unserer Gesinnungen, Verhaltensweisen und Taten, eine Gewissensforschung, die so weit geht, daß wir umdenken, daß wir uns von unguten Verhaltensweisen lösen und uns vornehmen, ein »neuer Mensch« zu werden. Es wird uns im Anprall des Lebens gegen unsere Person nicht immer gelingen, aber wenn es uns gelingt, die Einmaligkeit des Bußtages oder des Tages der Brüderlichkeit im Jahr auszudehnen auf alle Tage des Jahres, so könnte das Wunder der Geburt des neuen Menschen in uns, in jedem von uns geschehen.

Dann steigert sich das Gedenken an die Toten im globalen Maßstab: der Heldengedenktag und der Volkstrauertag. Es geht nun nicht mehr um die wenigen individuellen Toten unserer Familie, es geht um alle, die in den unsinnigen Kriegen ihr Leben für ihr Vaterland gaben, jeder für das seine. Wer ist Feind, wer ist Freund? Kaum haben die Kriege aufgehört, schon wechseln die Fronten: die Freunde von gestern sind die Feinde von heute und umgekehrt, und wenn es sein muß, kämpfen wieder die Menschen in anderen Gruppierungen gegeneinander und werden sich der Groteskheit der Situation nicht einmal bewußt.

Man gedenkt vieler Helden, jener, die im Kampf gegen den »Feind« gefallen sind, und jener, die, von Diktaturen als Feinde betrachtet, bestialisch umgebracht wurden; ihre Zahl übersteigt die Zahl der Kriegshelden. Es sind Helden ihres Gewissens und Helden im Erdulden; ihre Vorbilder liegen weit zurück in der Ge-

schichte. Man findet sie bei den Makkabäern und bei Bar Kochma; das Christentum ist erstanden aus dem Tod Christi und aller seiner Nachfolger, die bis heute ihr Leben im Glauben an ihn gelassen haben.

Schließlich sind die Tage des Gedenkens an die Toten und den Tod vorbei. Inzwischen sind die goldenen Blätter vom goldenen Wind herabgeweht worden, und wir erblicken überall die Skelette der Bäume und der Stauden. Sie sind uns Mahnmal des Todes, das Kalte, das Nackte, das Schwarze und Graue. Aber es ist kein Tod. Unter der Kruste schwellen schon die Knospen, das Versprechen des neuen Lebens. Die Tage sind kurz, es sind die sonnenärmsten Tage. Die Abende und die Nächte sind lang. Es schneit oder regnet, es gibt Glatteis und Nebel. Das Wetter gefährdet das Leben, die Gesundheit und den Verkehr. Aber die Tage in der eigenen Wohnung sind gemütlich und warm. Man hat zufolge der Eingeschlossenheit mehr Zeit. Man hört Radio oder sieht das Fernsehen, doch beide haben einen kleinen Knopf, den man zur Not abdrehen kann. Man kann lesen, oder wenn man an Freunde denkt, sogar so altmodisch sein, einen Brief zu schreiben, oder man telefoniert während des Mondscheintarifs. Man kann auch für sich bleiben und in musischen Dingen Freude suchen, oder aber aktiv seine Fühler ausstrecken und Verbindung zu Freunden und Bekannten aufnehmen.

Es gibt tausend Dinge zu tun. Man kann die alte Gitarre von der Wand nehmen und fast vergessene Lieder intonieren, oder alte Weisen der Blockflöte entlocken. Man kann einfach vor sich her singen, malen oder zeichnen, stricken, häkeln oder sticken, Patience legen, wie es die Großmütter taten, oder miteinander spielen, gar mit seiner Frau, seinem Mann oder seinem Kinde

sprechen – eine nahezu völlig vergessene Art der Kommunikation; wieviel Segen mag daraus entstehen, daß die Menschen, die sich im Zivilisationsbetrieb trotz engsten Zusammenwohnens entfremdet haben, beginnen sich wieder anzuhören, sich zu verstehen und sich zu achten!

Der November ist der Monat, in dem die Menschen, besonders die älteren, über ihre Wetterfähigkeit und ihre Gesundheit am meisten klagen. Der Mensch lebt im kosmischen Geschehen und spürt dessen Einflüsse. Aber muß er sich von ihnen überwältigen lassen? Es ist gar nicht immer das Wetter. In vielen Fällen ist es nur die Einbildung.

Der Mensch sollte in der Schilderung und Ausmalung seiner Krankheiten zurückhaltend sein. Natürlich ist es für ihn ein wichtiges Thema. Aber da jeder sein eigenes gerütteltes Maß an Krankheiten und Unbehagen besitzt und für die Leiden anderer nur ein sehr beschränktes Interesse hat, wird es ihm langweilig und er springt ab. Der Kranke, der seine Krankheit wie ein Fähnlein vor sich herträgt, wird gewahr, daß er plötzlich ganz allein auf weitem Felde steht.

»Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten«, sagt ein altes Sprichwort. In der Dunkelheit und Kälte und der Dürftigkeit ist die Hoffnung am größten. So fallen am 11. November zwei Ereignisse zusammen. Es ist der Beginn der Fasten, aber auch der Beginn der unbändigen Lustbarkeiten, die man Carneval nennt, in welchem sich alle Welt vor den langen Fasten der Passionszeit austobt. Aber der 11. 11. ist zugleich auch der Todestag des Heiligen Martin, des Bischofs von Tour, eines Zeitgenossen des Heiligen Ambrosius von Mailand und des Heiligen Severin, Bischofs von Köln. Mar-

tin ist jener Heilige, der, ehe er Christ wurde, als junger Ritter einem nackten Bettler die Hälfte seines kostbaren Mantels schenkte und sich durch diese ungewöhnliche Tat den Spott seiner Genossen zuzog. Er wird oft mit einer Gans an seiner Seite abgebildet. Geleitet wird von der Kirche, wie bei allen Heiligen, nicht sein Geburtstag, sondern sein Todestag. Denn der Tod wird als Geburt angesehen, als Befreiung von den Banden des Leibes, in die unsere Seele als Gast hineingezwungen wird, und als Vereinigung mit Gott.

Es ist der Tag, an dem die Carnevalsgesellschaften ihr närrisches, gegen den tierischen Ernst gerichtetes Treiben eröffnen und an dem in Deutschland die erste Wintergans auf den Tisch kommt. In manchen Orten in Rheinland und Westfalen veranstalten Kinder lustige Prozessionen. Ein als Ritter verkleideter Reiter zieht ihnen voran. Sie tragen bunte Lampions und zu Fratzen ausgehöhlte Kürbisse und singen die Martinslieder zu ihrem eigenen und dem Ergötzen der Zuschauer. Danach gehen sie in kleinen Gruppen mit Säcken umher und sammeln an den Türen Nüsse und Pfefferkuchen.

Im gleichen dunklen Monat des Todes flackert hell eine neue Hoffnung für den Christen auf, der Advent, die Erwartung der Geburt des Heilands, des Erretters der Welt. Es ist, wie wenn aus einem erleuchteten Raum ein Lichtstrahl durch das Schlüsselloch in einen dunklen Raum hineinstrahlt; es gibt einen langgezogenen Lichtkegel, der den Dingen im Raum Kontur verleiht.

Man sammelt immergrüne Zweige von Tanne, Rhododendron, Ilex und flicht daraus einen Kranz, in welchen man vier Kerzen hineinsteckt. Eine erste, brennende Kerze erleuchtet das Zimmer. Für die Gläubi-

gen, die im »Anno Domini«, im Jahre des Herrn leben, ist es die immer wiederkehrende Freude auf das Kommen des Heilands in die Welt. Aber auch die vielen Nichtgläubigen, die Materialisten und die »Aufgeklärten« können sich dem nicht gut entziehen; sie haben Kinder, und die Kinder, die Jesus und den Mythos und das Märchen lieben, freuen sich am Licht und dem Symbol der Unvergänglichkeit, der immergrünen Tanne.

Das Licht hat seinen Platz im dunkelsten Monat und in der Nacht. Im Dunkeln bedeutet uns auch ein Licht ein heller Schein. Seit allen Zeiten, seit denen es Licht gibt, ist es auch zugleich das Symbol für den Menschen, wohlverstanden für den geistigen Menschen. Auf seinem Weg auf Gott zu brennt er, und im Verbrennen wird er zum strahlenden Licht. Nicht umsonst werden seit urdenklichen Zeiten den Engeln, Genien und Heiligen strahlende Auren um den Kopf oder Mandorlen um den ganzen Körper gemalt.

Was in diesem Monat mit dem Tode begann, der kein Tod ist, sondern ein Übergang, ein Eingang in leiblose Sphären, das endet in einem Aufjauchzen zum Herrn, in einer erwartungsvollen Freude.

DEZEMBER · DAS LICHT LEUCHTET IN DER FINSTERNIS

Der dunkelste Monat des Jahres ist gar nicht der November. Es ist der Dezember, denn die Sonne erreicht dann ihren tiefsten Stand über dem Horizont. Aber das zu erwartende Licht verscheucht die Dunkelheit, und sogar die Bereitschaft zu Krankheiten und zu Selbstbemitleidung schwindet dahin. Die drei Advente steigern sich wie beim Ablauf eines Dramas, sie werden immer heller und intensiver.

Dazwischen kommt der 6. Dezember, der Tag des Heiligen Nikolaus, des Bischofs von Myra. Er starb um 350, er war ein wahrhaft gütiger und selbstloser Mann. Noch nach tausendsechshundert Jahren danken es ihm die Kinder. Sie stellen ihre Schuhe, die größten, die sie besitzen, vor die Tür, und Nikolaus füllt sie mit Naschereien. Glauben sie daran? Die ganz kleinen ja, den größeren wird ihr Glaube durch die anderen verdorben. Gut, es sind die Eltern, die die Süßigkeiten besorgen, aber doch im Auftrag des Heiligen Nikolaus, denn hätte es ihn nicht gegeben, so würde diese schöne Sitte nicht existieren. Es ist, wie wenn ein reicher Mann eine Stiftung für gute Zwecke macht, selbst nach hundert Jahren werden daraus Unterstützungen bezahlt. Ist es das Kuratorium, das das Geld gibt? Nein, es ist der Mann, der die Stiftung gegründet hat. Daran zweifelt niemand.

Nun wird der wunderbare Heilige auch für pädago-

gische Zwecke mißbraucht. In seinem Gefolge hat er den Knecht Rupprecht, den schwarzen Mann mit Sack und Rute, um die unartigen Kinder zu züchtigen, und manche Eltern benützen beide als Drohung und Kinderschreck. Wenn die Mutter vorher etwa, ungeschickterweise, sagte: »Warte, ich sage es dem Vater«, so sagt sie um die Weihnachtszeit: »Warte, wenn der Heilige Nikolaus kommt!«

An diesem Tag wimmelt es von verkleideten Nikolausen. Onkel oder Väter machen selbst den Nikolaus, aber sie werden häufig an ihren Schuhen, ihren Bewegungen oder an ihrer Stimme von den wachen und gut beobachtenden Kindern erkannt. Doch es bleibt, auch trotz der Erkenntnis, eine Scheu. Im letzten Jahr des Krieges lud ich die kleinen Kinder von Schulzendorf zum Nikolausfest ein. Wir kratzten zusammen, was wir hatten an Kakao, Milch und Lebkuchen, und es war ein fröhliches Fest. Dann aber klopfte es an die Tür und herein trat, als Nikolaus verkleidet, Gerd Briese, mein Schwiegersohn. Was sich in den Sekunden danach abspielte, ist nicht zu beschreiben. Die überraschten Kinder schrien auf. Es entstand ein allgemeines Geheul. Der Tisch konnte nicht so viele unter sich fassen, wie unter ihn kriechen wollten; sie lagen unter der Couch und hinter den Sesseln, und nur wenigen gelang es, sich hinter den Rockschoßen ihrer Mütter zu verbergen. Nun war guter Rat teuer. Da fiel mir eine Geschichte ein, die mein verehrter Freund Hugo Kückelmann erzählt hatte: Er meinte, man solle die Kinder mit Überraschungen nicht erschrecken, man solle sie beteiligen. Das gelte sowohl für den Weihnachtsmann als auch für den Christbaum. Er habe es in seiner Familie so gehalten: Gemeinsam mit den Kindern hätten